

Virtuosen der Selbstthematizierung?

Burkhart, Günter

Veröffentlichungsversion / Published Version

Sammelwerksbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Burkhart, G. (2006). Virtuosen der Selbstthematizierung? In K.-S. Rehberg (Hrsg.), *Soziale Ungleichheit, kulturelle Unterschiede: Verhandlungen des 32. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in München. Teilbd. 1 und 2* (S. 3523-3531). Frankfurt am Main: Campus Verl. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-142777>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Virtuosen der Selbstthematization?

Günter Burkart

Einleitende Bemerkungen zur Ad-hoc-Gruppe »Die Ausweitung der Bekenntniskultur – neue Formen der Selbstthematization?«

Ausgangspunkt für die Initiative zu dieser Ad-hoc-Gruppe war die Vermutung, dass in den letzten Jahrzehnten kulturelle Muster der Selbstthematization in bestimmter Weise intensiviert und transformiert, vielleicht auch neue Muster entwickelt wurden. Selbstaufmerksamkeit und Selbstbeobachtung scheinen zugenommen zu haben und damit auch die biographische Reflexivität, die Problematisierung des eigenen Selbst. Individuen scheinen zunehmend bereit, über sich Auskunft zu geben, über ihr Innenleben zu reflektieren. Insbesondere die inzwischen breit ausgefächerte »Psychozene« hat einen Diskurs der Selbstreflexion hervorgebracht und intensiviert, den es in diesem Umfang wohl noch nie gab. Diese Diskurse der Selbstverwirklichung und Selbstfindung sind tief in den Alltag eingedrungen, jedenfalls in den Bildungsschichten, deren Anteil an der Gesamtbevölkerung westlicher Gesellschaften stetig gewachsen ist. Vielleicht kann man sagen, dass sich als neue Gattung der Selbstthematization das *selbstreflexive Problemgespräch im Alltag* entwickelt hat. Wenn genügend Menschen Therapie- und Interview-Erfahrung haben, wird die Selbstreflexion veralltäglich. Eine breite Schulung in Selbstreflexionstechniken ist in Gang gekommen. Viele Leute können sozusagen nicht mehr unbefangen (unreflektiert, unkontrolliert) mit anderen über sich selbst reden, tun es immer schon in einer quasi-therapeutischen Einstellung oder in einer an anderen Selbstreflexionsmodellen erprobten Haltung. Es gibt also eine Gesprächskultur der Selbstthematization, die vielfach die Form von Bekenntnis und Geständnis, von sanktionsfreier Selbstenthüllung, annimmt. Man könnte sagen, dass sich die von Michel Foucault diagnostizierte Bekenntniskultur ausgeweitet hat.

Neben der größeren Verbreitung psychotherapeutischer Erfahrungen trägt auch der Erfolg psychologischer Literatur zur Veralltäglichung der psychotherapeutisch fundierten Selbstthematization bei. Psychotherapeuten werden zu Buchautoren, häufig erzielen sie hohe Auflagen. Dabei ist es, im Unterschied etwa zu sozialwis-

senschaftlichen Autoren, die sich meist noch an die Silemus-Norm¹ halten, für schreibende Therapeuten nicht ungewöhnlich, sich selbst auch mit eigenen Problemen einzubringen.² Der Übergang von der seriösen Therapie-Wissenschaft zur Ratgeberliteratur ist durchaus fließend, weil es in diesen Büchern letztlich immer um die Frage geht, wie man sein Selbst oder sein Ich besser kennen lernt.

Ein Nebenstrang des Therapie-Diskurses hat zu einer Schwerpunktverlagerung von kognitiv-rationaler Reflexion (Wer bin ich?) oder moralischer Reflexion (Wie lebe ich das richtige Leben?) zu Reflexionen über expressive Ausdrucksformen, Gefühle und Körperlichkeit (Sehe ich gut aus, ist meine Inszenierung vorteilhaft, habe ich eine gute *performance*?) geführt. Das Selbst thematisiert sich mittels des Körperausdrucks, die Frage nach der Identität schließt heute auch die Körperlichkeit stärker ein.³ Kurz: die Selbstthematisierungen beziehen sich stärker auf den *expressiven* Individualismus (Staubmann 1995). Es haben sich praktische, körperbezogene Formen der Selbstthematisierung entwickelt, zum Teil direkt aus der Therapie-Szene heraus: Tanz-, Musik-, Bewegungstherapie. Schließlich ist hier auch der Freizeitsport und die ganze Wellness-Bewegung zu nennen, wo die Selbstfindung und Selbstverwirklichung in der körperlichen Praxis gesehen wird, die der Entfremdung des Geistes entgegenwirkt. Rückwirkungen in die Therapie-Szene sind erkennbar, zum Beispiel der Hellinger-Boom: weg von der Reflexion, hin zur rituellen Praxis (vgl. dazu König 2000).

Aber die wichtigste Form der therapeutisch fundierten Selbstthematisierung bleibt das Gespräch. Das therapeutische Interview diente auch als Muster für die Entwicklung des Interviews in der empirischen Sozialforschung, wo es in der Form des biographischen und des narrativen Interviews eine erstaunliche Karriere gemacht hat. Auch das sozialwissenschaftliche Interview ist eine »geregelte Form der Konfrontation des Ich mit sich selbst« (Hahn/Kapp 1987: 7). Das Ich wird aufgefordert, eine Geschichte über sich selbst zu erzählen – bis hin zur ganzen Lebensgeschichte – oder zu sagen, was es unter seiner »Identität« versteht. Die Nähe zur Autobiographie ist evident. Das biographische Interview der Sozialwissenschaften hat seine Parallele oder Fortsetzung in biographiebezogenen Interviews in der Medien-Öffentlichkeit, wo es allerdings mehr auf die Strategie der wohltdosierte Enthüllung ankommt.

Die Entwicklung älterer Selbstthematisierungsformen, von der Beichte bis zur Gruppentherapie, ist relativ gut erforscht (Hahn 1982; Hahn/Willems 1993;

1 De nobis ipsis silemus (Von uns selber schweigen wir) – dieses Motto, unter anderem von Francis Bacon und Immanuel Kant an zentralen Stellen verwendet, charakterisiert das neuzeitliche Objektivitätsideal der Wissenschaften, das die Subjektivität des Autors ausblendet. Zu den Problemen und Tücken, die damit verbunden sind, vgl. Burkart (2002).

2 Vgl. nur Willi (1975: 7–11).

3 Vgl. hierzu die einschlägigen Arbeiten zur Körpersoziologie (Shilling 1993; Turner 1996).

Willems 1999), neuere Entwicklungen dagegen noch wenig oder nur oberflächlich. Das gilt insbesondere für neuere mediale Formen der Selbstdarstellung, wo wissenschaftliche und populärwissenschaftliche Analysen oft nicht leicht zu unterscheiden sind (vgl. etwa Winterhoff-Spurk/Hilpert 1999).

Möglicherweise folgenreicher ist eine andere Entwicklung, die ebenfalls noch unzureichend analysiert ist: Das Eindringen des Selbstverwirklichungsdiskurses in die Sphäre der Erwerbs- und Berufsarbeit und die damit verbundenen Transformationen der therapeutischen Kultur der Selbstreflexion in eine Kultur der Beratung und des Coaching zum Zweck vorteilhafter Selbstdarstellung auf einem weiter individualisierten Arbeitsmarkt (»Selbstmanagement«). Es haben sich neue Wirtschaftsbereiche und Berufsfelder herausgebildet, in denen eine selbstreflexive Berufsidentität gefragt ist, die weniger stark als früher zwischen privatem und beruflichem Selbst trennt (Hochschild 1997), und wo Tugenden wie Kreativität, Hedonismus und Selbstverwirklichung erwartet werden, die einstmals in Opposition zum bürgerlichen Arbeitsethos standen. Gegenwärtig kursieren Diagnosen, die von einer Auflösung des Leistungsindividualismus zugunsten eines expressiven Individualismus (Hedonismus, Individualismus des Sich-Auslebens) auch hinsichtlich der *beruflichen* Identität sprechen. Manager sollen heute schon fast mehr Ähnlichkeit mit Künstlern als mit Bürokraten haben, folgt man Luc Boltanski und Eve Chiapello (2003). Kreative, flexible Selbstentfaltung gilt als neue Tugend in vielen Tätigkeitsfeldern des ideologisch wiedererstarkten Kapitalismus. Schließlich gibt es Anzeichen, dass Vertretern kreativer und beratender Berufe auch zunehmend zeit-diagnostische Kompetenzen zugeschrieben werden.⁴

Was sind die strukturellen Hintergründe dieser Entwicklung? Zunächst sind hier natürlich die Folgen der Bildungsexpansion von wesentlicher Bedeutung, die bei einem wachsenden Anteil der jeweils nachfolgenden Jugendgenerationen zu einer Intensivierung und Verlängerung der biographischen Bildungsphasen geführt hat. Im Zuge der Verlängerung der Bildungsdauer sind neue reflexive Phasen der Biographie entstanden. Insbesondere die Lebensphase des Übergangs ins Erwachsenenalter hat sich nicht nur deutlich verlängert, sondern sie hat im Sinne einer Lebensphase der Selbstthematizierung strukturell an Bedeutung gewonnen.⁵ Auch die Diskurse über Geschlechtsrollenwandel und Partnerschaftlichkeit haben zur Kultur der Selbstthematizierung beigetragen. Ein Großteil der einflussreichen Schriften zur Geschlechterdiskussion seit den späten sechziger Jahren war »Betroffenheitsliteratur« von Frauen, in der radikale Selbstanalysen vorgenommen wurden. Gleichzeitig

4 Vgl. zu diesem Typus von »neuen Sinnvermittlern« im Verschmelzungsbereich von Wirtschaft und Kultur Koppetsch/Burkart (2002).

5 Erik H. Eriksons »Moratorium« wird verlängert und zunehmend reflexiv. In der Lebenslauf- und Biographieforschung, die seit Jahrzehnten boomt, spricht man von Biographisierung (vgl. dazu Kohli 1985).

wurde die männliche Geschlechtsidentität zunehmend in Frage gestellt, mehr oder weniger freiwillig auch von Männern selbst. Der Partnerschaftlichkeitsdiskurs (Giddens 1993) hat in bestimmten Milieus eine starke Individualisierung der Paarbeziehungen befördert. Bildungsexpansion und Geschlechtsrollenwandel gehören in einen weiteren Kontext der allgemeinen Veränderung von Sozialisationsbedingungen, die sich als Konzentration auf Individualität und Subjektivität des Kindes in der Familie darstellt. Manche Beobachter sprechen gar von der Selbstfindung des Kindes als »Erziehungsprogramm der europäischen Moderne« (Gestrinch 2001).

Immer häufiger werden die Massenmedien für die skizzierten Phänomene verantwortlich gemacht. Man wird sie aber weniger als Ursache, eher als Ausdruck und zugleich auch Verstärker dieser Entwicklungen ansehen können. Einige der älteren, eher privaten Formen der Selbstthematization – wie Tagebuch und persönliche Briefe – wurden zurückgedrängt zugunsten öffentlicher Formen, wie in autobiographischen Erzählungen, in Talkshows, in Internet-Foren usw. »Tyrannei der Intimität«, Öffentlichmachung des Privaten oder Publizität der Intimität sind die entsprechenden Schlagworte der Medienbeobachter.⁶

Allerdings wird man hier genau unterscheiden müssen zwischen öffentlichen Formen der Selbstdarstellung, die bestimmten Regeln der Dramatisierung und Inszenierung folgen (vgl. Hahn, K. 2002), und den »authentischen« Formen der Selbstthematization in privaten Gesprächen. Der Anspruch auf Authentizität und Transparenz, der sich seit den 1960er Jahren gesteigert und der den Psycho-Boom begleitet hat, ist vor allem in persönlichen Beziehungen wirksam. Dagegen geht es bei der medialen Inszenierung nur vordergründig um ein authentisches Selbst, um Aufrichtigkeit oder ehrliche Selbstdarstellung. Es geht dabei viel mehr um eine öffentliche Inszenierung im Sinne des Theaterspielens (ganz wie Richard Sennett es sich zurückwünschte), also gerade nicht um Echtheit, sondern um das raffinierte – echt wirkende – Spiel mit einer Rolle. Aber auch dies will gelernt sein, man muss dazu sich selbst gut kennen und sich gut kontrollieren können bzw. es müssen, wie bei Prominenten-Autobiographien, schreibende Experten für »authentische« Selbstdarstellung herangezogen werden.⁷

Wenn es richtig ist, dass sich neue Bekenntnis- und Geständnisformen entwickelt oder alte intensiviert haben, stellt sich schließlich auch die Frage nach der gesellschaftlichen Funktion dieser Entwicklung. Die gängige positive Interpretation lautet: Die moderne Gesellschaft braucht Individuen, die autonom sind, sich refle-

⁶ Zur Kritik an der »inszenierten Schamlosigkeit« und öffentlichen »Selbstentblößung« vgl. etwa Winterhoff-Spurk/Hilpert (1999).

⁷ Vielleicht ist es auch ein Indikator für die hier behauptete Tendenz, dass diese »ghost-writer« nicht mehr als solche ungenannt bleiben, sondern sogar auf dem Buchumschlag mitgenannt werden (vgl. die Autobiographien von Dieter Bohlen, Stefan Effenberg oder Boris Becker).

xiv thematisieren, sich selbst verwirklichen können (Schimank 2002). Eine eher kritische Interpretation würde dagegen vermuten, dass es bei der Steigerung von Selbstthematizierung letztlich um eine Steigerung der gesellschaftlichen Kontrolle als *Selbstkontrolle* gehe. So ließe sich im Anschluss an Foucault sagen: Über Bekenntnisse und Geständnisse konstituieren sich Individuen als Subjekte. Effektive Selbstkontrolle setzt Selbstthematizierung in Form von Selbstanalyse und Selbstenthüllung voraus.

Weiterhin lässt sich nach der sozialstrukturellen Verbreitung der Kompetenz zur Selbstreflexion fragen. Gibt es Angehörige bestimmter Milieus, die in besonderer Weise in der Lage sind, Selbstbeobachtung und Selbstanalyse zu betreiben? Gibt es, anders gefragt, *Virtuosen der Selbstthematizierung*? Wer nutzt in besonders intensiver und elaborierter Weise Institutionen und Muster der Selbstthematizierung wie Therapien oder Partnerschaftsmodelle, mediale Inszenierungsformen, neue selbstreferentielle Erzählformen oder neue Formen der *coaching*-geschulten Selbstdarstellung?

Auf der Ebene der privaten Lebensformen wird man als Erstes an therapiefähige Singles denken, aber vielleicht mehr noch an Alleinlebende mit Partner (*living apart together*, allgemeiner: Personen in *individualisierten Partnerschaften*), da es ja auch darum geht, *mit anderen* über sich selbst zu reden. In diesem Zusammenhang stellt sich auch die Frage, ob diese Tendenzen eine Familienorientierung erschweren und nicht zuletzt für das hohe Maß an Kinderlosigkeit verantwortlich sind. Umgekehrt: Verhindern Familien die Ausprägung von Selbstthematizierungs-Virtuosität? Man wird zwar davon ausgehen können, dass Singles eher als Familienmenschen sich in einer bestimmten Weise anders oder intensiver mit sich selbst beschäftigen. Aber zur wahren Selbstthematizierung gehört die Kommunikation: »virtuos« sind solche Personen vor allem, weil sie über sich selbst reden, weil sie sich mitteilen, sich gegenüber anderen enthüllen können. Dabei könnte ein bestimmter Typus von Familie eine wichtige Rolle spielen, die Familie selbst könnte eine der Institutionen der Selbstthematizierung sein. Schon im 16. Jahrhundert gibt es solche Tendenzen: Die Familie löst die kirchliche Beichte ab, sie wird zum Forum der Selbstreflexion ihrer Mitglieder (vgl. Schücking 1964). Und unter den Familien, die seit den 1970er Jahren gegründet wurden, ist ein wachsender Anteil, in dem das wechselseitige Gespräch über sich selbst eine dominante Rolle spielt (Burkart 2004).

Auch in der Arbeitssphäre gibt es, wie gesagt, Tendenzen eines Bedarfs nach flexiblen, kreativen Individuen, die über Selbstreflexions-Kompetenzen verfügen und die bereit zum individuellen Engagement sind; bereit, die Grenze zwischen Berufs- und Freizeit aufzulösen. Sie müssen typischerweise, neben den herkömmlichen Kenntnissen in Betriebswirtschaftslehre, über reflexive Kompetenzen verfügen, für deren Erwerb sich bestimmte Formen des Coaching und des Selbstmanagement entwickelt haben, die weit genug vom Therapie-Diskurs entfernt sind, um in der »New Economy« akzeptiert zu werden.

Abschließend sei auf eine kleine explorative Studie hingewiesen, die wir mit einer Reihe von Interviews in Lüneburg begonnen haben.⁸ Das narrative Interview ist natürlich selbst ein wichtiges Instrument oder eine wichtige Form der Selbstthematization. Wer es gelernt hat, über sich nachzudenken, weil er Romane oder therapeutische Literatur gelesen hat, in einer Therapie oder einer anderen Selbstreflexionsschulung war, der hat auch eher als andere eine Sprache gefunden, mit der er im Interview den Eindruck von reflexiver Virtuosität erzeugen kann. Andere haben demgegenüber größere Schwierigkeiten, auf Fragen nach ihrer Identität zu antworten. Allerdings zeigte sich auch, dass diejenigen, die auf den ersten Blick virtuos über sich selbst reden können, dazu neigen, eine individualistische Ideologie zu vertreten, etwa im Sinne des Genie-Kultes. Oder sie verfallen in den Psycho-Jargon, sprechen nicht authentisch über sich selbst, sondern aus einer distanzierten, theorie-lastigen Perspektive über ihr »Selbst«.

Für bestimmte *praktische* Formen der Selbstthematization eignet sich das Interview nur bedingt. So hat zum Beispiel eine junge Krankenschwester im Interview große Schwierigkeiten, auf unsere Frage direkt einzugehen. Sie weiß nicht recht, was wir meinen, wenn wir nach Selbstreflexion fragen. Sie hält das für etwas Problematisches, denkt dabei eher an »Grübeln«. Aber in ihrer Darstellung bestimmter Lebenserfahrungen kommt sie einer soziologischen Vorstellung von Identität näher als manche unserer intellektuellen Interviewpartner – auch wenn sie natürlich keine soziologische Sprache verwendet. Aber sie weiß intuitiv, dass ihr Selbst sozial eingebettet und nicht völlig autonom ist. Ihre eigene soziale Verortung charakterisiert sie im Interview mit der Metapher »Instrumentalistin in einem Orchester«. Autonomie und Betonung von Besonderheit (Distinktion) spielen keine Rolle. Das sozial eingebundene Selbst beansprucht keine Einzigartigkeit, sondern Eingebundenheit; keine Virtuosität, sondern sachlich notwendige und sozial erwünschte Kompetenz; keine Autonomie, sondern Solidarität; keine Selbstvervollkommnung (so Max Webers Begriff für das protestantische Kulturbürgertum), sondern sozialer Aufstieg nach Maßgabe sozialer Strukturen; keine Selbstreflexion, außer in Krisenfällen.

In einem anderen Fall rückt die Körperdimension – in Form von sportlicher Praxis – in den Vordergrund. Die Selbstthematization ist auch hier weniger eine kognitiv-rationale Reflexion, sondern eher ein Gefühl des Bei-sich-selbst-Seins. Das Selbst ist nicht als selbstreflexives Subjekt gedacht, sondern als körperlich fundiert oder leib-basiert, die Selbstverwirklichung stellt sich etwa beim Schwimmen oder Laufen ein. Es geht weniger um die Frage »Wer bin ich wirklich?«, sondern es geht eher darum, sich selbst zu erspüren, wie manche Phänomenologen sagen würden. Wir haben es hier mit einer Variante des Selbstverwirklichungsdiskurses zu tun, in

⁸ Die Interviews wurden durchgeführt und mit ausgewertet von Melanie Fröhlich, Marlene Heide und Vanessa Watkins.

der es darum geht, über den Körper »zu sich selbst« zu finden; den Körper »sprechen« zu lassen. Selbstthematization wird zur leiblichen Praxis.

Ein anderer Interviewpartner, Student der Kulturökonomie und als Kleinunternehmer in der Musik- und Computerbranche tätig, präsentiert im Interview das Bild eines genialen, kreativen Selbst, einer Künstler-Persönlichkeit, die sich in virtuoser Weise selbst erzeugt. Das virtuose Selbst steht außerhalb gesellschaftlicher Standardisierungen, verkörpert Innovation und Kreativität. Hinsichtlich der beruflichen Arbeit ist es flexibel, kennt weder eine Trennung zwischen Wohnung und Arbeitsplatz noch zwischen Arbeits- und Freizeit, und erfindet sich selbst täglich aufs Neue.

Schließlich seien noch zwei Varianten oder Stufen eines therapeutisch geschulten Virtuositums der Selbstthematization erwähnt, die wir aus verschiedenen Interviews rekonstruieren konnten: eine »überreflektierte« sowie eine »spontane« Form. Die erste befindet sich gewissermaßen noch in der Schulungsphase und hat das therapeutische Ziel der Gelassenheit und Spontaneität noch nicht erreicht. Die Selbstreflexion hat noch zu sehr den Charakter einer außeralltäglichen, kontrollierten Selbstbeobachtung, einer Art therapeutischer *overprotection*. Das »spontane« Selbst dagegen entgeht der Gefahr, »zu viel« über sich selbst nachzudenken, »selbstgrüblerisch« zu sein, »um sich selbst zu kreisen«. Es kann sich auch mal »treiben lassen«, sich (von sich selbst) überraschen lassen, »sich den Dingen überlassen, es auf sich zukommen lassen«. Die wahre Stärke gewinnt das Ich erst dann, wenn es die permanente, kontrollierte Selbstreflexion nicht mehr braucht. Das »Selbst« wird nicht »gefunden«, sondern es entwickelt sich ohne explizite Selbstaufmerksamkeit. Wahre Virtuosen der Selbstthematization wissen, wann es notwendig ist, Selbstreflexion zu betreiben, wann Selbstthematization-Einschübe in der Lebenspraxis notwendig werden. Aber sie wissen auch, wann es gefährlich wird, an welchem Punkt es zu viel wird und die Selbstthematization ins »Grüblerische« abgleitet. Sie finden auch das richtige Maß an Selbstenthüllung in der Kommunikation. Virtuose Selbstthematization wäre demnach nicht, im Sinne von Anthony Giddens, kontinuierlich Selbstbeobachtung (*self monitoring*) zu betreiben, sondern ein Gespür (einen *sozialen Sinn*) dafür zu entwickeln, unter welchen Umständen oder in welchen Situationen Selbstreflexion im Sinne des Heraustretens aus der Kontinuität der Lebenspraxis angebracht ist.

Literatur

- Boltanski, Luc/Chiapello, Eve (2003), *Der neue Geist des Kapitalismus*, Konstanz.
- Burkart, Günter (2002), »Über die Unmöglichkeit einer Soziologie der Soziologie oder De nobis ipsis non silemus?«, in: Burkart, Günter/Wolf, Jürgen (Hg.), *Lebenszeiten. Erkundungen zur Soziologie der Generationen. Martin Koblitz zum 60. Geburtstag*, Opladen, S. 457–478.
- Burkart, Günter (2004), »Selbstreflexion und Familienkommunikation. Die Kultur virtuoser Selbstthematization als Basis der Modernisierung von Familien«, *Familiendynamik*, Jg. 29, S. 233–256.
- Gestrinch, Andreas (2001), »Kindheit und Jugend – Individuelle Entfaltung im 20. Jahrhundert«, in: van Dülmen, Richard (Hg.), *Entdeckung des Ich. Die Geschichte der Individualisierung vom Mittelalter bis zur Gegenwart*, Darmstadt, S. 465–487.
- Giddens, Anthony (1993), *Wandel der Intimität. Sexualität, Liebe und Erotik in modernen Gesellschaften*, Frankfurt a.M.
- Hahn, Alois (1982), »Zur Soziologie der Beichte und anderer Formen institutionalisierter Bekenntnisse: Selbstthematization und Zivilisationsprozess«, *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, Jg. 34, S. 407–434.
- Hahn, Alois (1987), »Identität und Selbstthematization«, in: Hahn, Alois/Kapp, Volker (Hg.), *Selbstthematization und Selbstzeugnis: Bekenntnis und Geständnis*, Frankfurt a.M., S. 9–24.
- Hahn, Alois (2000), *Konstruktionen des Selbst, der Welt und der Geschichte*, Frankfurt a.M.
- Hahn, Alois/Willems, Herbert (1993), »Schuld und Bekenntnis in Beichte und Therapie«, in: Bergmann, Jörg/Hahn, Alois/Luckmann, Thomas (Hg.), *Religion und Kultur* (=Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 33), Opladen, S. 309–330.
- Hahn, Kornelia (Hg.) (2002), *Öffentlichkeit und Offenbarung. Eine interdisziplinäre Mediendiskussion*, Konstanz.
- Hochschild, Arlie R. (1997), *The Time Bind. When Work Becomes Home and Home Becomes Work*, New York.
- Kohli, Martin (1985), »Die Institutionalisierung des Lebenslaufs. Historische Befunde und theoretische Argumente«, *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, Jg. 37, S. 1–29.
- König, Oliver (2000), »Die zwei Welten. Psychotherapie zwischen Wissen und Glauben, Aktion und Reflexion«, *Familiendynamik*, Jg. 25, S. 504–531.
- Koppetsch, Cornelia/Burkart, Günter (2002), »Werbung und Unternehmensberatung als 'Treuhand' expressiver Werte? Talcott Parsons' Professionssoziologie und die neuen ökonomischen Kulturvermittler«, *Berliner Journal für Soziologie*, Jg. 12, H. 4, S. 531–549.
- Leupold, Andrea (1983), »Liebe und Partnerschaft. Formen der Codierung von Ehen«, *Zeitschrift für Soziologie*, Jg. 12, S. 297–327.
- Schimank, Uwe (2002), *Das zwiespältige Individuum. Zum Person-Gesellschaft-Arrangement der Moderne*, Opladen.
- Schücking, Levin L. (1964/1929), *Die puritanische Familie. In literar-soziologischer Sicht*, Bern.
- Shilling, Chris (1993), *The Body and Social Theory*, London.
- Staubmann, Helmut (1995), *Die Kommunikation von Gefühlen. Ein Beitrag zur Soziologie der Ästhetik auf der Grundlage von Talcott Parsons' Allgemeiner Theorie des Handelns*, Berlin.
- Turner, Bryan S. (1984), *The Body and Society*, Oxford.

-
- Willems, Herbert (1999), »Institutionelle Selbstthematisierungen und Identitätsbildungen im Modernisierungsprozeß«, in: Willems, Herbert/Hahn, Alois (Hg.), *Identität und Moderne*, Frankfurt a.M., S. 62–102.
- Willi, Jürg (1975), *Die Zweierbeziehung*, Reinbek.
- Winterhoff-Spurk, Peter/Hilpert, Konrad (Hg.) (1999), *Die Lust am öffentlichen Bekenntnis. Persönliche Probleme in den Medien*, St. Ingbert.